

[14]

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

„Nicht weiter, Herr Baron!“ unterbrach ihn Martha mit bligenden Augen, indem sie aufsprang, „Sie beleidigen mich!“
 „Nichts liegt mir ferner als das,“ erwiderte er, indem er sie wieder auf die Moosbank zog, „Sie liebten ein Ideal, das Ihre Phantasie sich von dem Jugendgespielen entworfen, nicht jenen rohen, unbändigen Gefellen, der unter dem Schiffsvocht verwildert war. Hören Sie mich zu Ende,“ gebot er, da sie wieder Miene machte aufzuspringen, sein Blick hatte dabei etwas so Dämonisches, daß sie unwillkürlich gehorchte. „Ihr Onkel theilte meine Ansicht über den Doktor, um seinetwillen, um meinetwillen, um Ihetretwillen, Martha, durfte ich ihm das Feld nicht räumen.“

„Nein, Sie trieben es zur Katastrophe,“ sagte sie düster. Selbdenberg seufzte schwer. „Sie machen mir da einen Vorwurf, den ich mir selbst wahrlich nicht erspart habe, der mich verfolgt hat von dem Augenblicke an, wo die blutbefleckte Leiche des theuren, verehrten Mannes vor mir lag, und doch darf ich sagen: Ich handelte im Sinne und Auftrage des Verstorbenen.“

„Könnte man den Satz nicht lieber umkehren?“ fragte sie scharf, „er handelte in Ihrem Auftrage.“

Selbdenberg schüttelte wehmüthig den Kopf. „Immer noch dieses Mißtrauen; Sie sollen mich besser kennen lernen. An jenem Tage, als der Rasende Ihren armen Onkel so furchtbar erschreckt, als er mich tödtlich beleidigt hatte, blieb ich bei Herrn Seidel zurück, um ihn zu beruhigen, wir sprachen zusammen wie Vater und Sohn und in jener Stunde bekannte ich ihm meine Liebe zu Ihnen und daß es für mich das höchste Glück auf Erden sei, Sie die Meine zu nennen.“

„Sie wissen Ihre Zeit gut zu wählen,“ warf sie spöttisch ein, er überhörte die Bemerkung absichtlich und erzählte weiter.

„Ihr Onkel schloß mich unter Freundenthränen in die Arme und sagte mir, er gebe aus vollstem Herzen seine Einwilligung, er betrachte mich von diesem Augenblicke an als seinen Sohn! Martha, fuhr er fort, wird einsehen, daß ich nur ihr Bestes will, sie wird auch nachgeben, lassen wir ihr ein paar Tage Zeit, bis der Mensch wieder fort ist, dann wird sie schon wieder vernünftig werden; ich will ihr sagen, daß es mein höchster Wunsch ist, daß ich keinen größeren habe und daß sie, wenn ich todt bin, es bereuen wird, mir entgegen gewesen zu sein. Ich weiß, sie hat ein weiches Herz, und dann giebt sie nach!“

Der Baron machte eine Pause und betrachtete Martha von der Seite. Er hatte absichtlich genau in der Rede, ja sogar im Tonfall des verstorbenen Seidel gesprochen und dadurch die erhoffte Wirkung erzielt. Martha glaubte den Onkel vor sich zu sehen, seine Stimme zu hören und fühlte sich tief erschüttert. „Die paar Tage, welche er Ihnen Zeit lassen wollte,“ begann der Baron von neuem, „waren ihm nicht vergönnt, sein Mund ist versiegelt von der kalten Hand des Todes, aber ich lebe, und kann und will zu Ihnen reden! Ich habe das Gebot Ihres Onkels erfüllt, ich habe gewartet, mit keinem Worte habe ich Ihnen meine heißen Wünsche verrathen, nun aber mache ich den Todten zu meinem Anwalt und —“

„Und was giebt Ihnen heute die Kühnheit, mich zu überfallen und so zu mir zu reden?“ rief Martha aufspringend und damit dem Baron zuvorkommend, der sich ihr zu Füßen werfen wollte.

Er wich betrossen einen Schritt zurück, faßte sich aber schnell wieder und sagte, ihre Hände ergreifend: „Du fragst noch, geliebtes, angebetetes Mädchen? Meine Liebe, welche das Schweigen nicht mehr erträgt. Wir entweichen nicht die Trauer um den Todten, wenn wir einander angehören, sondern erfüllen seinen letzten Wunsch, er blickt segnend auf uns nieder; nichts steht mehr trennend zwischen uns.“

„Nichts“ — wiederholte Martha und machte sich heftig von ihm los; „sollten Sie wirklich so ganz vergessen haben, daß ich die Verlobte eines anderen bin, daß meine Liebe und Treue einem Manne gehört, der noch lebt, dem sie aber auch bleiben würde, wenn er gestorben wäre.“

Der Baron sah sie kopfschüttelnd an. „Ich verstehe Sie nicht, Mademoiselle Martha, von wem reden Sie?“

Sie lachte hart und verächtlich auf. „Sie wissen sehr gut, wen ich meine.“

„Ich kann unmöglich glauben, daß Sie noch an dem Mörder Ihres Onkels festhalten, an jenem Doktor Westmühl —“

„An dem Doktor Westmühl halte ich fest, nicht an dem Mörder meines Onkels,“ erwiderte Martha mit ruhiger Würde. „Ich hasse, ich verabscheue den Glenden, der die feige, heimtückische That beging,“ fuhr sie in steigender Erregung fort, „ich habe nur einen Wunsch, nur ein Gebet, daß er entdeckt und seiner gerechten Strafe überliefert werde, denn Kurt Westmühl hat den Mord nimmermehr begangen.“

„Liebe theure Martha, kann die Verblendung wirklich so weit gehen?“ sagte der Baron, als spreche er zu einem eigen- sinnigen Kinde, „die Schuld des Unseligen ist sonnenklar bewiesen, sehen Sie das nicht ein?“

„Ich sehe nur höllische Machination, um einen Unschuldigen zu verderben und das Auge des Gesetzes von dem wirklichen Verbrecher abzulenken.“

„Wen halten Sie dafür?“ fragte der Baron, „kannten Sie einen Feind Ihres Onkels?“

„Ich kenne niemand, dem ich die That zutraute, beschuldige niemand,“ antwortete Martha, indem sie dem forschenden Blicke des Barons geschickt auswich, „aber ich weiß, daß der wahre Mörder, der das Verbrechen in Kurts Kleidern vollführt hat, sich in Freiheit befindet, während der Aermste seit Monaten im Gefängniß schmachtet.“

„Ah, Sie glauben an die plumpe Ausrede, daß der Doktor vom Hause fortgelockt sein soll?“ lachte der Baron spöttisch.

„Ja, ich glaube daran!“ rief Martha, „eben weil die ganze Angabe für eine Ausflucht viel zu plump und einfältig wäre, als daß ich sie Kurt Westmühl zutrauen könnte. Ich glaube daran, weil ich ihn als einen wahrhaftigen Menschen kenne, der sich zu seinen Thaten bekennt und ihre Folgen auf sich nimmt. Hätte er sich von seinem unglücklichen Zuhörer hin- reißern lassen, den tödtlichen Streich gegen des Onkels theures Haupt zu führen, so wäre er nicht feige geflohen, sondern hätte sich selbst angegeben.“

„Kennen Sie auch die Folgen eines solchen Geständnisses? Es ist das Blutgerüst.“

Martha wandte sich entsetzt ab, die Stimme des Barons klang ihr wie das Zischen einer Schlange.

„Das Entsetzen bleicht Ihr Gesicht, indem ich nur das Wort ausspreche,“ fuhr er fort, „es hat seine Schrecken auch für den tapfersten Mann, der dem Tode vielleicht in jeder anderen Gestalt mutbig ins Auge sieht. Um dem Blutgerüst, um dem Henker zu entgehen, lügt der Wahrhaftige, werden die unglaub- lichsten Märchen erfunden, wird der beste Freund verrathen.“

„Sie mögen sagen, was Sie wollen, mich überreden Sie nicht,“ antwortete Martha, die ihre ganze Festigkeit wieder- gewonnen hatte. „Ich halte fest an Kurt Westmühl.“

„An dem Mörder Ihres Onkels?“

„Er ist es nicht und Sie —“ sie brach plötzlich ab, mit einer gewaltigen Willensanstrengung überwand sie die Erregung, durch welche sie sich beinahe hätte zu einer unvorsichtigen Aeußerung hinreißen lassen, und fügte nach einem kurzen Aufatmen gelassener hinzu: „Er ist unschuldig, ich lebe der Zuversicht, daß der wahre Mörder entdeckt wird, und will in Geduld auf Kurt warten.“

„Und wenn diese Entdeckung ausbleibt?“
 „So halte ich doch fest an ihm und werde nie das Weib eines anderen, ja wäre er selbst der Mörder, so nähme ich mein Theil der Mitschuld auf mich und trauerte mein Lebenlang um ihn und um sein Opfer.“

„Das ist Ueberspanntheit.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, es ist mein festes, unabänderlicher Entschluß. Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen, Herr Baron.“ Sie wandte sich, um die Grotte zu verlassen; es war in ihrem Wesen eine Hoheit, eine Entschiedenheit, die den Baron darüber belehrte, daß sein Spiel hier verloren sei und daß alle seine Verführungskünste an der Treue und Willensstärke dieses kleinen Mädchens zu Schanden würden. Dennoch wagte er noch einen Versuch. „Schicken Sie mich so nicht fort,“ flehte er. „Bedenken Sie Ihres Onkels.“

„Ich gedenke seiner und will thun, wie er mir heißen würde, wenn sein befreiter Geist, der die Wahrheit schaut, herniedersteigen und zu mir reden könnte,“ entgegnete sie ruhig.

„Geben Sie mir wenigstens eine Hoffnung, wenn auch für eine ferne Zukunft.“

„Ich kann nicht, Herr Baron, ich bitte Sie, vergessen Sie mich und lassen Sie mich jetzt allein!“

„Graufames, graufames Mädchen!“ stöhnte er, „ich gehorche, muß gehorchen; aber eins können, eins dürfen Sie mir nicht wehren, Ihr Freund zu bleiben. Ich rechne mich zu den Hinterbliebenen Anton Seidels, wir sind einander vererbt.“ Er entfernte sich mit schnellen, elastischen Schritten.

Als er in die Nähe des Parkes kam, blieb er stehen, kalte die Faust und murmelte: „Es war ein verwünschter Streich, den mir der tolle Mensch spielte, als er den alten Narren hier erschlug; wäre er leben geblieben, so hätte ich den Widerstand der Kleinen besiegt und stets offene Kasse bei ihm gehabt. Und doch muß ich von deinem Gelde haben, alter Seidel, so viel wie möglich und so bald wie möglich, wenn nicht auf diese, nun denn auf eine andere Weise.“

Er setzte nach diesem Selbstgespräche seinen Weg mit so festen Schritten fort, als habe er bereits seinen Entschluß gefaßt. Martha blieb noch eine geraume Zeit in der Grotte und kehrte erst nach dem Hause zurück, als sie hoffen durfte, daß der Baron den Heimweg nach der Stadt angetreten habe. Sie fühlte sich wie von einer großen Last befreit, daß sie endlich die Werbung des Barons ein für allemal abgewiesen hatte: mit einem jubelnden Aufschrei warf sie sich der heimkehrenden Eugenie in die Arme und berichtete ihr die eben stattgehabte Unterredung. Die Schwester küßte sie auf die Stirn.

„Du bist ein treues und tapferes Kind, meine Martha,“ sagte sie zögernd, „ich bewundere dich, wenn ich dir auch nicht zustimmen kann.“

„Ich weiß, ihr alle glaubt nicht an Kurt's Unschuld,“ sagte sie traurig.

„Das ist es nicht allein, ich gestehe dir, ich hätte bei den Bemühungen des Barons doch nicht so ganz gleichgültig bleiben können, er ist gar zu bestreichend.“

„Bestehst du nicht denselben Schild, der mich schützt?“ Eugenie nickte schweigend und sah vor sich nieder. Auch Martha

verstumte, aber ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, eine bange Ahnung stieg in ihr auf.

7.

Das Schloß des Freiherrn v. Zeschwitz lag etwa eine halbe Stunde von Freiberg entfernt auf einer Anhöhe und war ein großer, dreithürmiger Prachtbau aus älterer Zeit. Nachdem man eine Zugbrücke passirt hatte, gelangte man durch ein tiefes Thor in den inneren Schloßhof und von dort im Erdgeschosse des Schloßes in eine steinerne Halle, von der aufsteigend eine Wendeltreppe zu den oberen vorzugsweise von der Familie bewohnten Gemächern führte.

Am Morgen eines hellen Julitages befanden sich die beiden jüngsten Töchter des Hauses, Zwillingsschwwestern von vierzehn Jahren, mit ihrer Lehrerin in einem im linken Seitenturm belegenen runden Gemache, das ihnen als Schulzimmer diente. Der Tisch, an welchem sie saßen, stand in der halbrunden Nische eines hohen Bogensfensters und die Stühle daran waren so aufgestellt, daß die Mädchen ins Zimmer blickten, während die Gouvernante, sobald sie aufschaute, die Aussicht frei hatte über das lachende Thal, die den Hintergrund abschließenden Berge und einen Theil des zum Schlosse emporführenden sich mehrfach windenden Weges. Die Augen der beiden jungen Mädchen hingen gespannt an den Lippen der geliebten Lehrerin, die ihnen soeben die Begebenheiten des trojanischen Krieges vortrug. Plötzlich stockte sie in der Erzählung von Hektors Abschied von Andromache, fuhr mit der Hand nach dem Herzen und rang mühsam nach Athem. Ihr scharfes Auge hatte einen Meiter den Schloßberg heraufkommen sehen, dessen Nahen sie in die lebhafteste Erregung versetzte. Ihr Erblicken und Zusammenfahren war den Kindern nicht entgangen, besorgt eilten sie zu ihr und fragten, ob sie krank sei; das brachte Malwine schnell wieder zum Bewußtsein ihrer Pflicht zurück, sie nahm sich zusammen und setzte ihren Unterricht fort; aber ihre Gedanken weilten nicht dabei. Was war ihr Hektuba? in diesem Augenblicke.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie hinaus, ob kein Bote nahe, der sie abrufe, forschend schweifte ihr Auge nach der in der Nische auf einem Konsole stehenden Uhr, ob der Zeiger noch nicht die Minuten weise, zu welcher sie frei sein dürfe. — „Die Stunde rinnt auch durch den letzten Tag —“ tröstet Shakespeare, die Uhr schlug und fast in derselben Minute kam ein Diener mit der Meldung, Frau v. Zeschwitz lasse Mademoiselle bitten, sie möge in den blauen Saal kommen und den Fräuleins erlauben, in den Park zu gehen.

Mit klopfendem Herzen kam Malwine dieser Aufforderung nach, sie durchschritt lange, verschlungene Gänge, öffnete endlich eine Flügelthür und trat in ein kühles, etwas düsteres Zimmer. Beim ersten Unblicke glaubte sie sich allein, doch nein, aus dem Erker, der ein kleines Gemach für sich bildete, trat ihr Max Seidel entgegen. Unwillkürlich blieb Malwine stehen; sie war todtbleich geworden, die Kehle war ihr wie zugeschnitten, sie vermochte keinen Laut hervorzubringen, und auch Max fand keine Worte. So standen sie sich einige Minuten schweigend gegenüber.

(Fortf. folgt.)

Der Herr Sekretär und sein Sägebock.

Von Fritz Brentano.

(Schluß.)

In der nächsten Nacht machte der Herr Sekretär dasselbe Experiment. Vergebens! Er wiederholte es noch drei, vier mal, alles umsonst! Ein zufällig im Garten vergrabenes Waldschwein wurde gestohlen. Der Sägebock blieb ruhig stehen, obwohl es herrlicher Mondschein war und jeder anständige Dieb ihn sehen mußte.

Da beischloß er einen Hauptstreich, denn das Holzjäger stand ihm oben am Halse, aber um keinen Preis der Welt hätte er dies seiner Frau eingestanden, die ihn immer so spöttlich betrachtete, wenn er am Sägebock schwißte. —

Es war eine stürmische Novembernacht. Der Wind püßte durch die Gassen des Städtchens, als wolle er die alten Häuser in seinem Grimme umreißen, weil sie sich ihm so trotzig in den Weg stellten, und da sein Born ihm nichts half und höchstens ein alter Fensterladen unter seinem Hauche erbebt, so heate er brandend über die Dächer auf und davon, um an den Bäumen draußen im Felde sein Wüthchen zu kühlen.

Gerade schlug es elf Uhr, da öffnete sich geräuschlos die Thüre eines kleinen Gartenhäuschens dicht bei dem Thore — ein Mann steckte den Kopf durch dieselbe, schaute sich sorgfältig nach rechts und links um, und trat dann auf die Straße, eine, wie es schien,

nicht leichte Last auf den Schultern tragend. Als er sich versichert hatte, daß keine Menschenseele in der Nähe war, schritt er, sich im Schatten der Häuser haltend, durch das Thor, bog links in das verrufenste Stadtviertel ein und schleppte seine Bürde durch verschiedene Gassen und Gäßchen, bis er an ein großes lauges Gebäude kam, welches wie ein riesiges Geipenst in die Nacht hineintrugte. Dort schaute er sich nochmals sorgfältig um — nichts regte sich und nur auf dem Giebel eines nahen Daches heulte ein Kater sein wehmüthiges Liebeslied.

Nach stellte der Nachtwandler seine Last an die Mauer des Hauses und trat auf langem Umwege seinen Rückzug an. Als er die Thür des Häuschens verschloß, athmete er tief auf, wie einer, der sich einen schweren Stein vom Herzen gewälzt hat und dann befriedigt zu Bette geht. — War es ein Verbrechen, das hier geschähen? War es eine Anthat, welche der schwarze Mantel der Nacht verhüllen sollte? Geduld!

„Es ist nichts so fein gesponnen,

Es kommt doch endlich an die Sonnen.“

Am nächsten Morgen war der Sägebock des Herrn Sekretär verschwunden. Dieser aber schien es nicht bemerkt zu haben, denn

als er des Mittags nach Hause kam, veripürte er einen müthenden Eifer Holz zu sägen. Man kann sich daher sein Ersraunen denken, als er irgendens den Grünen fand, und auch die Sekretärin erklärte, sie wisse nicht, wo er sei. Die ganze Nachbarschaft wurde rebellisch gemacht, allein umsonst.

Der Herr Sekretär schimpfte fürchterlich auf den frechen Spitzbuben, der sich nicht schäme, einen friedlichen Sägeböck, der ihm gar nichts gethan habe, fortzuschleppen, sprach von Anzeige machen, Emporenlassen usw., und ging schließlich heimlich darüber lachend fort, daß er seiner Frau eine so schöne Naie gedreht hatte.

Aber der Mensch denkt — Gott lenkt, und die Naie hatte der Sekretär sich selber gedreht, und zwar eine ganz gehörige.

Als Herr Mäusler am Abend dieses Tages nach Hause kam, war er trotz des erlittenen Verlustes recht gut aufgelegt. Er machte allerlei Witze, spielte mit der Naie und sprach davon (was er seit lange schon nicht mehr gethan hatte) morgen das Gartengeländer neu anstreichen zu wollen. Bei dem Nachtessen aber empfahl er seiner Frau, durch des Nachbarn Joies den Söffler und seinen Stoffel auf den nächsten Tag bestellen zu lassen, weil denn doch der Sägeböck gestohlen sei, was ihn, wie er hinzufügte, fürchterlich alterirt habe. Man sah ihm übrigens von der Alteration nichts an. Hierauf zündete er sich eine Pfeife an und nahm das Wochenblatt zur Hand, welches der Zeitungsträger eben gebracht hatte. Wie so viele Leser fing der Herr Sekretär bei der Lectüre des Blattes immer hüten, d. h. bei den Annoncen an. So auch diesmal. Allein kaum hatte er heute einige Zeilen gelesen, so legte er raich die Pfeife weg, puzte mit dem Flügel seines Schlarvodes die Brillengläser und starrte so lange auf eine Seite des Blattes, bis ihm die Augen überliefen. Dabei zitterten seine auf dem Tisch ruhenden Hände dergestalt, daß die Lampe flirrte und Frau Lisbeth erschrocken in die Höhe sah und ihren Mann fragte, was ihm fehle. Dieser aber schob ihr stumm das Wochenblatt hin und deutete auf ein Interat, welches folgendermaßen lautete:

Fahndung.

Heute nacht wurde in dem Fabrikgebäude der Herren Osborn u. Comp. eingebrochen und aus einem Kulte in dem Comptoir die Summe von circa 2715 preussischen Thalern, in preussischen Kassenscheinen zu 1, 5, 10 und 25 Thaler, entwendet. Die vorgefundenen Spuren leiten auf mehrere Thäter. Diese, wahrscheinlich durch das Nähen des aufmerksam gewordenen Portiers vertrieben, hinterließen vor dem Hause einen Sägeböck, welcher unter dem Bartenfenster stehend, durch welches sie eingedrungen, allem Anscheine nach zur Ertheilung der Fensterbrüstung gedient hatte. Derselbe ist von Eichenholz und mit grüner Lackfarbe angestrichen.

Das obige Handelsblausichert jedem, welcher über dieses Uebertretungsgeständ über den Einbruch überhaupt Näheres angeben kann, eine Belohnung von

100 Thaler

zu, und eruchen wir alle in- und ausländischen Behörden, auf die zur Zeit noch unbekanntem Thäter zu fahnden.

Sp., den 4. Nov. 1855.

Der Untersuchungsrichter: Keller.

„Ja, das scheint ja miser Sägeböck zu sein!“ plakte die Frau Sekretärin heranz, als sie die Fahndung gelesen hatte.

„Unser Sägeböck“, wiederholte tonlos der Herr Sekretär.

„Na, das ist aber komisch“, rühr sie fort.

„Sehr komisch“, stammelte er.

„Wie mag er wohl dort hingekommen sein?“

„Dort hingekommen sein?“ wiederholte der todtenblasse Sekretär.

„Alter, mir geht ein Licht auf!“

„Vor meinen Augen wird's Nacht.“

„Die Diebe sind hier vorbeigekommen, wahrscheinlich von Heiligendorf herein, haben den Sägeböck, den du im Garten stehen siehest, gehen, ihn mitgenommen und bei Osborn statt einer Leiter benützt. Plugs mache dich auf die Beine, lauf zum Untersuchungsrichter Keller und gib ihm Auskunft, wer weiß, ob du nicht die 100 Thaler verdienen kannst!“

„Verdienen — ich — die 100 Thaler — oh —“

„Na warum denn nicht so gut wie jeder andere!“

„Wenn sie nur kein anderer an mir verdient“, stotterte kläglich der Sekretär, wobei er seine Frau mit einer Jammermiene ansah, die einen Stein hätte erbarmen können.

„An dir verdient? Geh, Alter, du bist verrückt! Was soll denn das heißen?“

„Sieh, Lisbeth, man hat so viele Beispiele, daß Unschuldige — ich — ich habe neulich eine Kriminalgeschichte gelesen, wo einer hingelichtet wurde, der eigentlich gar nichts begangen hatte, als einen kleinen Vatermord — ich wollte sagen, dem eigentlich gar nichts bewiesen war — sieh, wenn z. B. jemand hinginge und sagte, er habe getöhen, daß ich den Sägeböck an die Osborn'sche Fabrik getragen hätte — es wäre doch möglich, und ich könnte am Ende gar kein Alibi beibringen — o Gott!“

„Na, na“, lachte die Sekretärin, „Gottlieb, was schwagest du für tolles Zeug; ich glaube, die Furcht hat dir den Kopf verrückt.“

„Glaubst du denn, daß man jemand, der so unschuldig ist, wie ein neugeborenes Kind —“

„Ich bin aber bei der Sache nicht so unschuldig!“ polterte der Sekretär dazwischen, und —

„Bei welcher Sache sind Sie nicht unschuldig?“ fragte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Als der Herr Sekretär und seine Frau sich erschrocken umdrehten, stand — o Graus — der Untersuchungsrichter Keller in Lebensgröße vor ihnen. Er war während des Zwiegesprächs der Weiden leise in das Zimmer getreten und fuhr, als er die Bestürzung Mäuslers sah, mit fast lächelnder Amtsmiene fort: „Wovon unterhielten sich denn der Herr Sekretär mit der Frau Gemahlin soeben, wenn man fragen darf?“

„Ich“, antwortete Mäusler, dem sich die Haare auf dem Kopfe sträubten, „ich — o eigentlich — bitte, nehmen Sie Platz, Herr Untersuchungsrichter. Nun und wie haben Sie nach dem letzten Bürgerball geschlafen?“

„Aber Alter!“ sagte Frau Lisbeth.

„Ja“, fuhr dieser fort, „ich weiß, es ist schon ein wenig lange her, allein ich — die seltene Ehre dieses Besuchs —“

„Herr Mäusler“, unterbrach ihn ernst der Untersuchungsrichter, „es handelt sich hier weder um den letzten Bürgerball, noch um einen einfachen Besuch, sondern um weit ernstere Dinge. Ich komme wegen —“

„Des grünen Sägeböcks gewiß?“ fragte zitternd der Herr Sekretär.

„Wie, Sie gestehen also ein —?“

„Ich gestehe alles ein“, sagte zerknirscht der Alte, „und bitte nur, Herr Untersuchungsrichter, daß wir das Weitere auf Ihrer Amtsstube verhandeln, wenn nicht etwa die späte Stunde —“

„In Ausübung meiner Pflicht kenne ich keine späte Stunde“, antwortete der Untersuchungsrichter, „also bitte, kommen Sie.“

„Ja, aber um Gotteswillen, was hat denn das alles zu bedeuten?“ fragte die Frau Sekretärin entsezt, während ihr Mann in störrischer Gelassenheit seinen Rock anzog und Miene machte, sich zu entfernen.

„Wenn ich zurückkomme, Lisbeth, sollst du alles hören“, sagte er, warf noch einen letzten Blick auf sein friedliches Zimmer und verschwand.

Er kam diese Nacht nicht mehr zurück. Die Frau Sekretärin war in Verzweiflung. Was war da vorgefallen? Schwarze Gedanken stiegen in ihrem Geiste auf, und als sie sich endlich, nachdem sie ihren Mann bis 1 Uhr vergeblich erwartet hatte, zu Bette begab, konnte sie lange vor Kummer und Sorgen nicht einschlafen, als dies aber geschah, hatte sie einen fürchterlichen Traum, in welchem ihr der Sägeböck als ein grünes Geipent erschien, das ihr höhnlachend mit der einen Hand die mit riesigen Lettern gedruckte Fahndung vorhielt, während es mit der andern nach dem Hintergrunde zeigte, wo zwei Gendarmen eben Anstalt machten, den Herrn Sekretär, welcher unter jedem Arm einen Farbentopf trug, mit einer gelben Säge in der Mitte von einander zu schneiden. Nebenau aber stand der Untersuchungsrichter Keller und sah dem Ganzen so ruhig zu, als sei er im Begriff, ein Gabelbrüstück zu sich zu nehmen.

Endlich brach der Morgen an, allein umsonst wartete die geängstigte Frau bis 9 Uhr mit dem Kaffee auf ihren Mann, dieser kam nicht. Da entschloß sie sich denn mit schwerem Herzen, nach der Amtsstube des Untersuchungsrichters zu gehen und sich dort zu erkundigen, was denn eigentlich vorgefallen sei. Zögernd kleidete sie sich an, und das Herz pochte ihr fast hörbar bei dem Gedanken, daß sie vor Gericht erscheinen wolle. Hatte sie doch in ihrem ganzen Leben diesen Weg noch nicht gemacht.

Doch horch — da naht ein bekannter Schritt. Die Hausthür wird geöffnet, raich reißt sie die Stubenthür auf und richtig, er ist's, es ist ihr Alter.

„Mensch! Mann! Mäusler! Wo steckst du denn und wie siehst du aus?“ rief sie freudig, als sie ihn erblickte; er aber fiel ihr um den Hals und sagte: „Ich komme direkt aus dem Gefängniß, aber beruhige dich, Lisbeth, es ist alles in Ordnung, und meine Unschuld ist glänzend anerkannt.“

„Gefängniß — Unschuld! Ja, was hat es denn eigentlich gegeben, was war denn los?“

„Komm, laß uns erst Kaffee trinken, mich friert; nachher sollst du alles hören.“

Und das thaten sie denn. Als aber der Herr Sekretär bei der dritten Tasse war, seine Frau ihm die Pfeife und einen Fidius reichte, und die Kage schnurrend um ihn herumstrich, da aung ihm das Herz auf und er erzählte ausführlich, was seine Peiner theilweise schon wissen, oder doch schon lange errathen haben. Er bekannte, wie ihm das Sägen so unvorder geworden, und wie er endlich bei Nacht und Nebel den Sägeböck selbst fortgetragen hatte, weil ihm niemand habe stehen wollen. Leider war die Geschichte mit dem Einbruch gerade in jener Nacht vorgefallen und der Sägeböck war durch einige Zeugen als der feinnige erkannt worden. Der Untersuchungsrichter hatte durchaus die Wahrheit nicht glauben wollen und ihn darauf aufmerksam gemacht, wie er aus seinem eigenen Munde die Worte gehört hatte: „Aber ich bin bei der Sache nicht unschuldig!“ Schließlich hatte man ihn in Untersuchungs-Arrest gebracht; als aber glücklicherweise noch

in der Nacht die beiden wirklichen Spitzbuben eingefangen, schon mit Tagesanbruch verhört und zum Geständnis gebracht worden waren, da hatte sich seine Unschuld unter allgemeinem Gelächter herausgestellt und er war sofort entlassen worden.

Frau Elisabeth erging es wie den Beamten, sie brach bei der Erzählung in ein schallendes Gelächter aus, was der Herr Sekretär Anfangs sehr übel nehmen wollte, schließlich aber selbst mit einstimmen mußte.

„Das Holzjagen wird dir gedenken, Alter,“ sagte sie, als der erste Sturm sich gelegt hatte, „und du wirst die Wahrheit des Sprüchwortes erkennen lernen: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Und so war es auch. Die Geschichte von dem grünen Sägebock des Herrn Sekretärs verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und bildete vierzehn Tage lang das Thema, welches in allen Gesellschaften, Wirthshäusern und von allen Klatschbrausen verarbeitet wurde. Wo der Urheber derselben sich leben ließ, entstand eine ungeheure Heiterkeit, und besonders der Herr Sekretär Kriebusch und der Diätist Schlander thaten darin ihr Bestes. Sie mußten doch ihre Rache für den Farbengeruch nehmen.

Der alte Söffler aber sagte, als er das Holz des Mäuslers nun dennoch sagte: „Ja, ja, Herr Sekretär, so geht's, wenn man den Leuten ins Handwerk pflückt.“

Der Alte ist nun todt, aber der grüne Sägebock blüht noch in eichener Kraft und Fülle. Die Frau Sekretärin kann sich nicht vor ihm trennen, und so oft sie ihn betrachtet, wischt sie sich eine Thräne aus dem Auge und denkt an ihren lieben, herzigen — närrischen Alten.

Bunte Zeitung.

† Die Erstürmung des Schlosses Chambord am 9. Dez. 1870. Zwanzig Jahre waren gestern vergangen, seit im Kriege gegen Frankreich der Hauptmann Kattrein mit einer Handvoll Soldaten vom 118. Regiment das ehemalige Jagdschloß König Franz I., das von 3300 Mann verteidigt wurde, erstürmte. Im Walde von Voulogne gelegen, bot das Schloß eine vorzügliche Verteidigungsposition auf der Straße Orleans-Blois, und bedrohte die linke Flanke der deutschen Truppe, welche am 9. Dez. 1870 auf dieser Straße vordrückte. Es war dies die 50. Infanterie-Brigade, bestehend aus den Regimentern 117 und 118. Als das 2. Bataillon des letzten Regiments auf die Höhe vor St. Die gelangt war, erhielt es Feuer aus dem Park von Chambord und infolge dessen Befehl, dasselbe zu nehmen. Mit nur drei schwachen Compagnien schritt es zum Angriff. Unter heftigem Gewehrfeuer aus den Schießscharten der das Schloß umgebenden Mauer drangen die 6., 7. und 8. Compagnie vor in das Mauerwerk ein mit dem Befehl für die 6. Compagnie, sich dem Schloße möglichst schnell zu nähern. Auf die Meldung, daß es zu stark besetzt und ohne Unterstützung nicht zu nehmen sei, erhielt die 8. Compagnie den Befehl, den Angriff der 6. Compagnie zu unterstützen. Als diese die Schloßbesatzung zur Uebergabe aufforderte, eröffnete letztere als Antwort ein heftiges Schnellfeuer, welches die 8. Compagnie, nur 3 Offiziere und 51 Mann stark, erwiderte. Da die Dunkelheit dem Feinde die kleine Zahl verbergte, erachtete Hauptmann Kattrein den Moment für günstig zum Sturm. Er formirte seine Truppen im Avanciren und ließ das Gewehr zur Attacke nehmen. Die Franzosen verließen nach Abgabe einer Salve die Schloßbrücke, verfolgt von der 8. Compagnie, die mit Hurrah gegen das Schloß vordrang, während die 6. Compagnie tambour battant folgte. Unweit der Brücke waren zwei französische Geschütze zur Verstärkung derselben abgeprobt. Eins davon wurde auf der Stelle genommen, die Bedienungsmannschaft, soweit sie sich zur Wehr setzte, mit dem Kolben niedergebunden, das andere Geschütz, das man noch aufzuproben vermocht hatte, wurde in Schloßhöhe eingeholt, wo man es gerade durch eine Hinterthür fortzuschaffen wollte; die Fahrer wurden zu Boden gerissen. Die beiden Geschütze stehen, als dem 2. Bataillon des 4. Großherzog. Hessischen Inf.-Reg. (Prinz Karl) Nr. 118 geschenkt, vor der alten Hauptwache am Marktplatz in Worms. Andere Geschütze, die man auf der Flucht gegen das südlich des Parks gelegene Dorf Bracieux sah, wurden verfolgt und drei von ihnen genommen. Es wurden ferner 12 gefüllte Munitionswagen und 60 Pferde erbeutet. Die 3300 Verteidiger des Schlosses wandten sich, ohne irgend welchen Widerstand zu versuchen, zum Rückzug, welcher zur regellosen Flucht bis nach Ambroise, sechs Meilen von Chambord, ausartete. Ihr Weg war besät mit Waffen und Gepäck und verbarrikadirt mit Laffetten und Proben. Am Eingange des Schlosses übergaben ein Oberst, dem ein Wein zerchmettert war, und zwei Majors ihren Degen. Im Schloß selbst wurden 250 Mobilgardisten gefangen genommen. Die Bestürzung der Franzosen war so groß, daß die ganze Affäre nur wenige Minuten dauerte, die siegreiche Compagnie keinen Hüftenschuß that und auch keinen Verlust hatte. Der General Muraud, Commandeur

der 3. Division des 16. französischen Corps, rapportirte offiziell, daß seine Gegner 1500 Mann nebst 18 Geschützen stark gewesen seien, und wurde daher vom Kriegsgericht freigesprochen. Im Gegenjah hierzu schrieb Hauptmann von Kattrein in die Kuppel des Haupt-Schloßthurmes: „Le château défendu par 3300 français fut pris par 54 soldats hessois, qui emmenèrent 5 pièces de canons et 250 prisonniers.“ Der damalige Hauptmann Kattrein, welcher, soweit uns bekannt, vor einigen Jahren als Major a. D. gestorben ist, wurde mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse, dem Großherzog. Hessischen Ludwig-Orden, dem Hessischen Verdienst-Orden Philipps des Großmüthigen und dem Hessischen Militär-Verdienst-Kreuz beehrt.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Ueber den vielerörterten Streitfall Hedrich-Weißner hat kürzlich Prof. S. Bayer im Verein der Literaturfreunde zu Wien einen längeren Vortrag gehalten. Der Vortragende, ein Landsmann der streitenden Parteien, hat den ersteren aus der Schulbank gekannt und war daher in der Lage, von dem „stillen Compagnon“ Weißners eine vollständige und umfassende Charakteristik zu liefern. Wir entnehmen derselben, daß Hedrich von Jugend auf über einen starken Willen verfügte und bereits dadurch seinen Kameraden imponirte, ja sogar sie beherrschte. Dadurch läßt sich auch der unglückliche, fast ungläubliche Einfluß erklären, den Hedrich auf den ihm geistig überlegenen, aber gemüthsweichen und allen Eindrücken preisgegebenen Weißner so lange Jahre hindurch ausübte, ein Einfluß, der schließlich eine tragische Wendung nahm. Der erste Ring dieser Kette wurde im Jahre 1847 geschmiedet, da Hedrich in einem kleinen Zimmer des „Hotel de Saxe“ in Prag eine Corona von jungen Leuten versammelte, um ihnen eine Tragödie vorzulesen. Der Dichter Weißner, der bereits damals, wie der Vortragende sich ausdrückte, dem Lorbeerfranz begegnete, wenn er mit der Hand durch sein süßiges Haar fuhr, zählte zu den Zuhörern. Ein Jahr später wurde Hedrich als Erzähler für Kuranda in das deutsche Parlament gewählt und — wie Professor Bayer sich ausdrückte — lebte er sowohl in Frankfurt wie später in Stuttgart als parlamentarischer Müßiggänger. Trotzdem wurde er 1852 aus Oesterreich ausgewiesen. Weißner stand dem völlig Mittellosen hilfreich bei und gewissermaßen aus Erkenntlichkeit bot dann Hedrich — der nun Wanderer von Profession war — seine diskrete literarische Hilfe an. Weißner, der gerade den Uebergang von der Lyrik zum Roman und sogar zur Bühne zu bewerkstelligen suchte, überhäufte die Dienste, die Hedrich ihm zu leisten imstande war; er empfing wohl Anregungen und Rathschläge — aber die Ausarbeitung der vielbändigen Romane war und blieb sein ureigenes Werk. Soweit Professor Bayer, dessen auf die Kenntniß der Verhältnisse aufgebauete Darlegung zu gleichen Resultaten kommt, wie die allgemeine Meinung sie aus den bisherigen Veröffentlichungen sich gebildet.

h. Berlin, 9. Dez. Zwei ältere Lustspiele verbreiteten gestern im „Lessing-Theater“ große Heiterkeit, ohne doch die alten Erfolge ganz erneuern zu können. Die „Augen der Liebe“ von Frau Wilhelmine von Hillern, einst ein Lieblingsstück der Schauspielhausabonnenten, leiden an einer etwas thranenfeuchten Geistesprunkucht, die mit den Jahren nicht eben freundlicher geworden ist. Zudem wurden die Hauptrollen recht mangelhaft dargestellt. Der ausgelassene lustige und nicht minder zweideutige Schwanck „Célimare le bien-aimé“ von Eugene Labiche hat in der Bearbeitung des Herrn Franz v. Schönthan den Titel der „Der Vielgeliebte“ erhalten und von seiner frischen Berve mancherlei verloren. Trotzdem wurde die Komödie, die namentlich von Hrn. Blende mit wirblicher Komik geblüht wurde, recht beifällig aufgenommen. — Der Direktor des hiesigen „Residenz-Theaters“ war nach Hamburg gereist, um die dort mit ihrer Truppe gastirende berühmte Soubrette Mme. Anna Judic aus Paris zu einem Gastspiel in Berlin zu bestimmen. Noch aber ist bei den französischen Bühnenkünstlern die Revandefurcht so groß, daß sie die deutsche Kaiserstadt meiden wie einen Ort des Grauens. In Hamburg haben nacheinander Coquelin und die Judic gastirt, aber allen Einladungen der Preussens haben sie hartnäckigen Widerstand entgegengelezt.

Die Frankheiten der Frauen, ihre Entstehung, Symptome und Verhütung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Eichholz, Spezialarzt für Frauen in Bad Kreuznach. Berlin und Neuwied a. Rh., Senfers Verlag, 1890. Mit Abbildungen. 91 Seiten. Preis 2.50 M.